

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 8

Artikel: Der Nidleschmaus
Autor: Meinrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664807>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

es gleich tun und dich in den Wipfel des nächsten Baumes schwingen, oder dem Adler, der hoch über dir seine Kreise zieht und sich auf ein blitzendes Felsband setzt.

Allen Menschen bist du Freund. Du möchtest ihnen etwas Gutes tun, und du fragst nicht: Werden sie mir Dank wissen? Du rechnest nicht und teilst deine Gaben aus, ohne sie vorher auf die Goldwage gelegt zu haben.

Niemand hat etwas zu fordern von dir, und keine Reue plagt dich. Keinem, der dir begegnet, hast du ein lautes Wort oder einen unfreundlichen Blick abzubitten. Du bist ihm nie Schatten gewesen und hast ihm das Licht des Tages gegönnt.

Dein Heim ist ein wohlgepflegter Garten, und wenn du nach langer Abwesenheit wieder in die Stube trittst, umringen dich Frau und Kinder und lassen dich nicht los, bis du ihnen deine ganze weite Fahrt erzählt hast. „Und da — — und da!“

„Und wir — — und wir — —“ unterbrechen dich deine Lieben und werden nicht fertig, bis sie allen Jubel ausgeschüttet haben, der ihnen das Herz bedrängt.

Das ist wohl Freude.

Aber noch manche hat keinen Namen gefunden. Ein Glück ist dir in den Schoß gefallen. Eine Hoffnung, die du einmal gehegt und aus den Augen verloren hast, ist dir unversehens in Erfüllung gegangen. Einen lieben Freund, mit dem du dich vor zwanzig oder dreißig Jahren getummelt hast und den dir das Leben in fremde Länder entführte, hat dir ein Zufall in die Arme geschickt.

Du bist einem Rätsel nachgegangen. Hunderte

mit dir haben geforscht und gedämpft. Ein Bücherwurm bist du geworden und hast dich in die Einsamkeit zurückgezogen, im Laboratorium hast du mit Retorten und Mikroskopen unzählige Versuche angestellt. Eines schönen Tages bist du ans Ziel gekommen, du allein und als der Erste, wie ein elektrischer Strahl hat die Entdeckung dein ganzes Wesen durchzuckt.

Ei, was war das für eine Freude! Eine Freude großen Stiles!

Und eine andere, die dich noch heute erfüllt, eine, an die du nicht mehr geglaubt: Du lagest krank darnieder, Schmerzen quälten dich bis ins Mark, und lange Nächte hast du kein Auge geschlossen. Einen unheimlichen Gast hörtest du leise an die Türe pochen und hattest es nicht in der Gewalt, ihm den Eintritt zu verwehren. Er verschonte dein Lager. Nach Wochen bist du wieder gesund geworden. Die schöne Welt und deine Lieben und alle Vertrauten haben dich wieder im Leben willkommen geheißten.

Rascher freiste dein Blut. Wie herrlich erschien dir die Welt, noch einmal so schön, da du sie zum zweiten Male erobert hattest.

Solche Freude hat dir der Himmel geschenkt.

Und du? Was verdankst du dir selber?

Sind wir nicht alle arglistigen Leidenschaften untertan? Wir führen ein zähes Ringen mit ihnen.

Aber wie? Wenn wir uns aufraffen, wie wir noch nie gegen uns selber aufgestanden sind. Dann kann es geschehen, daß wir doch einmal einen bleibenden Sieg erringen.

Wir haben uns selbst bezwungen.

Und eine Freude ergreift von uns Besitz, wie uns noch keine größere beglückt hat.

Ernst Eschmann

Der Nidleschmaus

Jeden Winter passierte es an einigen Sonntagnachmittagen, daß nach dem Vesperläuten die Base Katri und die Base Regi zu uns auf Besuch kamen. Es waren zwei ältere, gemütliche Frauenzimmer, die miteinander das Gasthaus zum „Elefanten“ betrieben, eine der vielen Herbergen des Dorfes, die nur im Sommer von Fremden besucht wurden. Den Winter über

pflegten die Wirte sich gegenseitig zu besuchen. Der Wirt vom „St. Georg“ trank seinen Dreier im „St. Johann“ oder im „Bären“, die Eigentümer dieser Gasthäuser kamen auf Gegenbesuch. Unsere Basen nun, die Katri und die Regi, benutzten diese stille Zeit, um der Reihe nach ihre Verwandten zu besuchen.

Wenn die Base Regi ihre gut 100 Kilo bei

uns auf einen Stuhl gelagert hatte, dann wußten wir: Jetzt werden während mindestens zwei Stunden die Ereignisse der abgelaufenen Periode seit dem letzten Besuch besprochen, Todesfälle, Heiraten, Verlobungen registriert, verwinkelte Verwandtschaftsbeziehungen entwirrt. Für uns Buben eine zum Gähnen langweilige Angelegenheit. Nach etwa zehn Minuten fragten wir die Mutter um die Erlaubnis, ob wir noch etwas auf die Straße dürften, um Schlittschuh zu laufen oder durch die Dorfstraße zu schlitteln. War die Mutter gut aufgelegt, oder stand etwa ein Diskussionsthema in Aussicht, bei dem wir besser nicht dabei zu sein brauchten, dann hieß es: „Dänn göhnd i Gotts Name!“ Aber mit dem Zunachten mußten wir wieder zu Hause sein. Und wer saß immer noch da wie zwei Bildsäulen? Natürlich die Katri und die Regi.

Da gab es nichts anderes, als sich in Geduld fassen — und abwarten. Denn wenn den Erwachsenen langsam der Redestoff ausging, wenn sie sich über das gegenseitige Programm für die diesjährige Eierzopf- und Birnweggenbäckerei auf Weihnachten oder für die Fastnachtküchliaktion ausgesprochen hatten, dann spitzten wir die Ohren. Dann lag nämlich der Vorschlag in der Luft: „Jetzt gönntemer eigetli es Vierteli Nidle ässe!“ Die Base Regi kramte umständlich siebzig Rappen aus dem Handtäschchen und schickte einen von uns in den „Roten Ochsen“. Ha, das war ein Auftrag! Rasch den Kupferkessel zur Hand und abgestürzt! Ueber den knirschenden Schnee, durch den kalten Abendnebel, der einem die Nasenlöcher zusammenzog, ging's in den „Roten Ochsen“. Oben im ersten Stock hörte man den rhythmischen Lärm, den rassende Männer verursachten; unten im Parterre war die Molkerei, ein kahles, kühles Lokal, in dem tagsüber Milch ausgemessen wurde. Des Sonntagsnachmittags über jedoch herrschte hier meistens ein eifriges Kommen und Gehen. Ihrer fünf, sechs Buben und Mädchen warteten geduldig, bis ihnen die behäbige Ochsenwirtin ihr „Vierteli Nidle“ geschwungen hatte. Noch heute läuft mir das Wasser im Mund zusammen, wenn ich daran denke. Jedesmal war man von

Neuem entzückt, wenn sich unter den energischen Schlägen des braunen Holzbesens der süße Rahm langsam in Schlagrahm verwandelte und — juhu! — bis an den Rand des Kessels stieg. Erst wenn er so dick war, daß man den Kessel umdrehen konnte, ohne daß die „Nidle“ herausfiel, war die Ochsenwirtin zufrieden und fragte mit berechtigtem Stolz: „Ist's recht so?“ Sowie so! Zu Hause angelangt (auf dem Heimweg hatte man natürlich ein paarmal den Zeigfinger durch die weiße Herrlichkeit gezogen), kam der Kessel mit Schwung auf den Stubentisch. Die Mutter hatte bereits ein paar schneeweiße, frische Schildzipfel, köstliches Weißbrot, in Würfel geschnitten. Sie wurden in der „Nidle“ versenkt, und nun begann ein genießerisches Schmausen. Die Mutter achtete streng darauf, daß wir Jungen nicht etwa mogelten und bloß Nidle statt Brocken herausfischten. Aber immer erwischte sie einen ja nicht. Beim letzten Viertel des „Viertelis“ zeigten sich allseits Ermüdungserscheinungen. Base Regi faltete ihre Hände über dem Bauch zusammen und seufzte satt und zufrieden: „Ich cha nümme!“ Uns Buben ging es natürlich auch nicht besser. Je nach der herrschenden Stimmung passierte nun Folgendes: entweder die Mutter hatte ein Einsehen und Kirsch im Hause und holte Gläser und Flasche. Ein Schluck Kirsch bewirkte das Wunder: man konnte wieder. Oder es war vielleicht gar kein Kirsch im Haus. Dann gab die Mutter vielleicht die Erlaubnis. Wir fragten nur: „Mutter, dörfemer?“ Wurde die Erlaubnis mit einem Kopfnicken erteilt, dann ging die Schlacht blitzkriegmäßig los. Jeder von uns Jungen fischte einen Löffel Nidle, und päng! saß sie dem Nächsten auf der Nase oder im Auge. Sie und da traf eine Ladung, natürlich aus purem Versehen, die Base Regi; sie hatte rechts der Nase so einen netten schwarzen Tupfen in der Haut, der uns zu Zielübungen herausforderte. „Ihr Lausbuben!“ schimpfte sie dann los, und wir beeilten uns mit einer scheinheiligen Entschuldigung.

Aber das ist nun schon lange her. Geblieben ist uns nur der Kirsch und die schöne Erinnerung.

Meinrad

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Freiestr. 101, Zürich 7. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muss das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstr. 19, Zürich.